

Neue Formen urbanen Regierens folgen – nach der Analyse von Boris Michel – auf Globalisierung, Neoliberalismus, Postfordismus und schärfere Fragmentierungen von Stadtgesellschaften, indem durch sie eine Reorganisation urbanen Lebens im Sinne einer Homogenisierung vorangetrieben wird. Die Produktion von Gemeinschaften sowie soziale Kontrolle führen notwendig zum Ausschluss von den Teilen der Bevölkerung, bei denen gemeinschaftlich unerwünschte Verhaltensweisen konstatiert werden. Dabei bezieht sich die Gestaltung homogener Gemeinschaften auf kleine Lokalitäten, welche die Stadt als Bezugspunkt verlieren oder es werden Fragmentierungen durch verschärfte Ausgrenzung »überwunden«. Letztlich zeigt Boris Michel Entwicklungstendenzen auf, die mindestens gegenüber sozialen Unterschichten den Ausschluss aus dem städtischen Zusammenleben bedeuten. Für die verbleibenden Mittelschichten, deren Situation aber nur vermeintlich sicher scheint, bietet sich die Perspektive homogener Gemeinschaften in quasi kleinstädtischen Milieus. In der postmodernen bzw. postfordistischen Stadt werden damit die sozialen Strukturen neu geordnet.

Eine solche Neukonfigurierung »zerlegt« die Stadt entlang sozioökonomischer Fragmentierung. Eine Stadt wird aber eben nicht von einer homogenen Gemeinschaft gebildet, sondern lebt von Begegnungen und Konflikten ihrer heterogenen Bewohnerschaft. In der Moderne übernahmen die Städte angesichts sozialer Friktionen mit der Entwicklung sozialer Innovationen, neuer Dienstleistungen städtischer Daseinsfürsorge die Aufgabe, den gesellschaftlichen Entwicklungsprozess sozialstaatlich zu unterstützen. Angesichts fragmentierter Stadtgesellschaft liegt die Qualität urbanen Lebens der modernen Stadt in lokaler Demokratie und Toleranz, so dass ihre Bewohner die Gestaltung der Lebensverhältnisse selbst in die Hand nehmen. Auch für die deutschen und europäischen Städte wäre es wichtig, liberale Ordnungspolitik, das Modell des europäischen Wohlfahrtsstaates und eine spezifische Form der Zivilgesellschaft zu bewahren und fortzuentwickeln. In diesem Sinne regen die Betrachtungen über die Diskurse zum Wandel urbanen Regierens zum Weiterdenken an.

*Stefan Goch, Gelsenkirchen*

Mareike König (Hrsg.), *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris. Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert* (Pariser Historische Studien 66), Oldenbourg, München 2003, geb., 203 S., € 34,80.

Gegenüber der transatlantischen Migrationsbewegung, die in der historischen Forschung intensiv zur Kenntnis genommen wird, fristet die innereuropäische Migrationsgeschichte des 19. Jahrhunderts eher ein Schattendasein. Dabei waren deren Ausmaße erheblich; die Offenheit der Grenzen und die Revolution der Verkehrsbedingungen erleichterten vor dem Ersten Weltkrieg nicht nur die ständige, sondern auch die temporäre, oft jahreszeitliche Arbeitsmigration über nationale Grenzen hinweg. Und das galt keineswegs nur für die industriellen Arbeitswanderer, die es in die neu entstehenden Zentren der Schwerindustrie wie das Ruhrgebiet oder Lothringen zog. Es galt auch für die agrarischen und handwerklichen Migranten, die in die großen Städte gingen. Viele dieser Bewegungen waren, für sich genommen, nicht sehr spektakulär; aber insgesamt vermitteln sie doch die Erkenntnis, dass die europäische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts keineswegs nur in ihren »modernen« Segmenten ausgesprochen mobil war. Und blickt man aufs Detail, zeigt sich, dass die Erfahrungen, die die Migrationsgesellschaften – sowohl die Herkunfts- als auch die Zielgesellschaften – mit sehr ähnlichen Problemen von Anpassung, Integration und Entfremdung zu kämpfen hatten, wie das heute verhandelt wird.

Mareike König, Referentin am DHI Paris, hat nun in einem verdienstvollen Sammelband den Blick auf eine dieser wenig beachteten Wanderungsbewegungen gelenkt: Paris

als Anziehungspunkt für Tausende Deutscher, die vor allem im Handwerk und im kleinen Dienstleistungsgewerbe tätig wurden. Nicht alle Beiträge des zweisprachigen Bandes sind von gleicher Qualität, und nicht alle Themen sind gleichgewichtig behandelt. Aber insgesamt verdeutlicht der Band, dass die Hauptstadt des nationalen Frankreichs zu einem erklecklichen Teil von Deutschen bewirtschaftet wurde; zeitweise war sie die drittgrößte deutsche Stadt. Dafür gab es freilich Traditionen, auf die Sven Steffens in seinem Beitrag verweist. Die traditionale Handwerkerwanderung führte viele nach Paris, weil die Stadt als eine Hochburg handwerklicher Kunst galt; und deutsche Bäcker oder Handschuhmacher nahmen auch finanzielle oder statusmäßige Nachteile in Kauf, um in Paris dazuzulernen. Zu einer wirklichen Massenbewegung wurde die Einwanderung aber mit der Erfahrung des Pauperismus der 1830er Jahre, die neben den gelernten nun vor allem ungelernete Einwanderer in die französische Hauptstadt strömen ließ.

Wie König in ihrer Einleitung betont, sind es maßgeblich die politischen Brüche, die diese Geschichte bestimmten. Vor der Revolution von 1848/49 hielten sich schätzungsweise knapp 80.000 Deutsche in Paris auf – die Handelskammer zählte allein 37.000 Schuhmacher, Tischler und Schneider. Die aufkommende wirtschaftliche Krise und die Revolution trieben viele wieder nach Deutschland zurück, doch sie kamen wieder. 1869 waren es wieder etwa 80.000. Sie wurden nach dem Deutsch-Französischen Krieg größtenteils ausgewiesen, aber schon 1873 wurde die Anzahl der anwesenden Deutschen wieder auf 30.000 geschätzt. Die dritte Zäsur stellte der Erste Weltkrieg dar, der nun ein endgültiges Ende der Einwanderung bedeutete. 1921 wurden noch 1.800 Deutsche gezählt.

Die meisten dieser Einwanderer waren Armutswanderer; auch die politischen Migranten, die vor allem im Vormärz, nach der Revolution von 1848/49 und im Zuge der Sozialistengesetze kamen, waren zum großen Teil arm, Handwerker oder Arbeiter. Auffälligerweise war der Anteil der Frauen mit bis zu zwei Dritteln sehr hoch, was nicht nur auf eine – untypische – Familienwanderung hindeutet, sondern auch auf allein wandernde junge Frauen. Anders als in den meisten anderen innereuropäischen Arbeitswanderungen gingen die Deutschen nicht nur in Gestalt junger, unverheirateter Männer nach Paris; deshalb wurden deutsche Schulen, Hilfsorganisationen, Kirchen und Vereine gegründet. Die Deutschen lebten in Paris relativ segregiert und waren an Sprache, Kleidung oder Berufen – viele Straßenkehrer, Kellner, aber auch die Haute Couture waren deutsch – auszumachen.

An Konflikten mit den französischen Kollegen mangelte es dennoch nicht, wie Pierre-Jacques Derainne in seinem Beitrag über deutsche und französische Arbeiter zeigt. Der Beitrag ist gleichzeitig eine Studie über die Nationalisierung des Arbeiterbewusstseins, denn wie Derainne betont, gab es eine Tradition der Abwehr von »fremden« Arbeitern; doch diese wurden bis in die 1830er Jahre nicht national, sondern lokal oder regional gedacht; auch die Identifikationen mit dem Viertel, in dem man wohnte, oder gar der Baustelle, auf der man arbeitete, spielten eine größere Rolle als nationale Zugehörigkeiten. Erst mit der Julimonarchie begannen französische Arbeiter, sich als »französische« Arbeiter zu fühlen, und sich deshalb gegen deutsche Arbeiter zu wenden. Der Nationalismus der französischen Arbeiterbewegung hatte, wie es scheint, seine Wurzeln im Nationalismus der französischen Arbeiter. Dass sich deutsche gewerkschaftliche Organisationen gründeten, wie Gaël Cheptou zeigt, lag in der Logik dieser Differenzen. Konsequenterweise hatten diese Organisationen eher im Blick, die deutschen Arbeiter für den Fall ihrer Rückkehr nach Deutschland im Horizont der Sozialdemokratie zu halten. Dennoch unterhielten, so Marie-Louise Goergen, die deutschen und französischen Sozialisten in Paris enge Kontakte zueinander; nicht umsonst war Paris seit 1789 der Zufluchtsort deutscher Revolutionäre gewesen. Der solidarische Grundton, der in Goergens' Beitrag durchscheint und den Befunden Derainnes durchaus widerspricht, mag auf die unterschiedlichen Gruppen zurückzuführen sein, mit denen sich die Beiträge beschäftigen: Goergens fragt eben hauptsächlich nach den Führungsgruppen der Arbeiterbewegung, während Derraine stär-

ker die Arbeiter vor Ort im Blick hat. Gerade nach der Lektüre von Goergens' Beitrag drängt sich der Eindruck auf, als ob der sozialistische Internationalismus doch weitgehend eine Wunschvorstellung sozialistischer Intellektueller und Funktionäre gewesen sei, der vor Ort erhebliche Abstriche erfuhr.

Die Frauen nimmt Mareike König in ihrem Beitrag über Dienstmädchen in den Blick. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die deutsche Kolonie feminisiert. Den größten Anteil daran hatten junge Frauen, die eine Anstellung als Dienstbotin suchten. Fast 40 Prozent der ausländischen Dienstboten waren um 1900 deutscher Herkunft. Der Hauptgrund für die Anziehung lag in den hohen Löhnen dieser für Hessinnen oder Pfälzerinnen verhältnismäßig nahen Metropole. Man konnte in Paris fast doppelt so viel verdienen wie in Berlin, und so nicht nur für die Aussteuer sparen, sondern auch an der französischen Mode partizipieren. Dass man Französisch lernte, galt als ein zweiter guter Grund, der die Mädchen in Deutschland auch für qualifiziertere Tätigkeiten empfahl. Paris war also für die jungen Frauen Befreiung, Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs und Abenteuer in einem; die meisten wollten nach einigen Jahren wieder nach Deutschland zurückkehren. Umgekehrt waren deutsche Mädchen für französische Familien attraktiv, weil sie als fleißig und nicht übermäßig anspruchsvoll galten, und es gab einen regelrechten transnationalen Markt, der mit Hilfe von Zeitungsannoncen, persönlichem Kontakt (etwa bei Bäderbesuchen französischer Familien in Deutschland) oder über deutsche kirchliche Einrichtungen in Frankreich funktionierte. Viele Mädchen machten sich aber auch ohne die damit gegebenen Sicherheiten auf den Weg, und das führte viele in die Prostitution, die manche Mädchen auch als einen temporären Zustand zwischen zwei Anstellungen betrachteten. Etwa 4.000 deutsche Prostituierte soll es Anfang des 20. Jahrhunderts in Paris gegeben haben, und die Hälfte der Prostituierten waren ehemalige Dienstmädchen.

Dienstmädchen bedurften sozialer und institutioneller Netzwerke, um zu überleben. Sie gaben die Adressen guter Arbeitgeber und Vermittlungsbüros weiter, sie trafen sich in kirchlichen Institutionen und verbrachten Freizeit miteinander. Dieser Akzent, der bei König eher impressionistisch auftaucht, wird in Michael Eschs Untersuchung systematisiert: Er fragt nach den Netzwerken, in denen sich die osteuropäischen Einwanderer bewegten. Damit hat er allerdings keine deutschen Einwanderer mehr im Blick. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begann eine massenhafte Einwanderung aus Russland, dem Balkan und Österreich-Ungarn. Meist handelte es sich um Juden, die vor dem zunehmenden Antisemitismus in ihrer Heimat flohen. Viele der dortigen Emigranten haben sich auch in die Vereinigten Staaten begeben. Diese Einwanderung ging nun im Unterschied zu den deutschen Einwanderern über den Ersten Weltkrieg hinaus. Um 1900 gab es knapp 20.000 osteuropäische Einwanderer in Paris; 1926 waren es bereits etwa 85.000, und ein großer Teil davon waren Russen, die vor der Bolschewistischen Revolution geflohen waren. Für sie stellte Paris häufig nur einen Übergangsort auf dem Weg in die Neue Welt dar. Diese Osteuropäer konzentrierten sich in besonderer Weise auf bestimmte Stadtviertel. Bis zu drei Viertel der osteuropäischen Einwanderer wohnten in fünf Arrondissements, und hier konzentrierten sie sich häufig auf bestimmte Straßenzüge. Wie integrierten sie sich in die französische Gesellschaft? Die Anträge auf Naturalisierung als französischer Staatsbürger wurden nur zu einem ganz geringen Teil von Dienstboten gestellt. Weit überwiegend waren es Personen aus freien Berufen und solchen, die bei Handel, Banken und Versicherungen beschäftigt waren. Der Schluss, den Esch daraus zieht, ist auch für heutige Einbürgerungsdebatten nicht ohne Bedeutung: Am Anfang steht nicht der Wille zur Integration, sondern das Gefühl sozialer und wirtschaftlicher Sicherheit. Die Einbürgerung macht subjektiv erst dann Sinn, wenn der Betreffende sein Auskommen gefunden hat und Anlass hat, für längere Zeit im Zielland zu bleiben.

Freilich lässt der Band Wünsche offen. Er scheint im Grunde um das Forschungsprojekt der Herausgeberin, das sich mit deutschen Einwanderern in Paris im 19. Jahrhundert

beschäftigt, herumgestrickt. Die Beiträge zu Gesellen, Arbeitern und Sozialisten treffen nicht alle die Themen der Einleitung. Man hätte sich gewünscht, dass noch mehr Migrantengruppen in der Weise untersucht werden wie das Derainne und König für die Arbeiter und die Dienstmädchen tun. Die kleinen Handwerker, die kleinen Dienstleistungsberufe wie Kellner oder Straßenkehrer: Sie offenbaren eine Seite der Migrationsgeschichte, die wegführt von der Perspektive aus der Schwerindustrie. Die Netzwerkstudien, die Michael Esch vorführt, sind gewiss überdetailliert und ihre Verallgemeinerbarkeit muss gut überlegt werden. Es wäre interessant gewesen, Aspekte des Vergleichs zwischen deutschen und osteuropäischen Einwanderern zu diskutieren. Dennoch verweisen die Studien auf Parallelen mit der heutigen Einwanderungsdebatte wie auch mit der transatlantischen Migrationsgeschichte. Die Idee vom *melting pot*, dem viele Beiträge zur Multikulturalismusdebatte anhängen, wird hier, wie übrigens auch in der transatlantischen Migrationsgeschichte, als ein Mythos entlarvt. Einwanderungsgesellschaften sind, so zeigt sich auch hier, Konflikt- und Segregationsgesellschaften, Einwanderer blieben auch im 19. Jahrhundert lange fremd, und politische Ereignisse führten immer wieder zu Ausweisung oder Stigmatisierung. Das gilt auch beispielsweise für die polnische Arbeitswanderung ins Ruhrgebiet. Insofern sind nicht nur die dauerhafte Immigration und die Kurzzeitwanderung typische Fälle von Arbeitsmigration, sondern auch die Langzeitwanderung, die spät, aber eben doch wieder aus dem Zielland zurückführt. Sie ist womöglich ein Charakteristikum der binneneuropäischen Arbeitsmigration. Auch in Paris führte Migration zu einer Unterschichtung der Einwanderungsgesellschaft: Migranten sind, eben weil sie Migranten sind, ganz unten, und der soziale Aufstieg ist eine meist vergebliche Hoffnung. Integration funktionierte jedoch auch im Paris des 19. Jahrhunderts am verlässlichsten über wirtschaftliche und soziale Sicherheit. Vor allem aber zeigt dieser Band eines: die Normalität der Einwanderungsgesellschaft, auch im 19. Jahrhundert, trotz der politischen Brüche, die die deutschen Einwanderer immer wieder ins Herkunftsland zurückgetrieben haben.

Thomas Mergel, Potsdam

Sandrine Kott, Bismarck, Presses de Sciences Po, Paris 2003, 358 S., Pb., 26,00 €.

»Noch ein Bismarck-Buch!« möchte der Leser seufzen, der, wie Lothar Machtan, nach der Welle der Bismarck-Publikationen zum hundersten Todestag des Reichskanzlers 1998, das Dossier Bismarck gerne geschlossen hätte. Aber der Titel täuscht, denn Sandrine Kotts Buch handelt nicht von Bismarck, sondern vom Verhältnis der Deutschen zu ihrer Nation und ihrer Geschichte, ausgedrückt in dem Bild, das sie sich im Laufe der letzten hundert Jahre von Bismarck gemacht haben. Kott leistet damit einen Beitrag zur umfangreichen Forschung über Erinnern, Gedächtnis, Denkmalskult und Geschichtskultur, auch zur Geschichte der Geschichtswissenschaften in Deutschland. Der erste Teil des Buches beschreibt die Verwandlung der historischen Person Bismarcks in ein Kultobjekt, ein nationales Denkmal, einen Mythos. Dieser Prozess setzt mit Bismarcks Entlassung ein und ist zunächst bestimmt von Bismarcks Kampf um seinen Platz in Geschichte und Gedächtnis der Deutschen. Sehr bald aber entwickelt er eine eigene Dynamik und produziert vielfältige »figures de Bismarck«.

Diese »Bilder« Bismarcks sagen uns viel über die gesellschaftlichen Gruppen, die sie konstruieren und sich ihrer bedienen, und die unterschiedlichen, oft schlicht lokalpolitischen, touristischen und ökonomischen Interessen derjenigen, die sich durch eine Hommage an Bismarck selbst in Szene setzen. Kott unterstreicht die profanen Aspekte der Bismarck-Verehrung und rückt die Vermehrung der Bismarck-Denkmäler in den Kontext der Denkmalswelle, die Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts auch andere histo-